

«Ich bin offener geworden für das Unerwartete»

Berge und Bilder sind ein wesentlicher Teil von Robert Böschs Leben. Mit dem neuen Bildband «Mountains» legt der Schweizer Alpinfotograf nun eine Zusammenfassung seines Schaffens vor. INTERVIEW: SUSANNA MÜLLER

Robert Bösch, sind Sie süchtig nach den Bergen?

Früher war ich es, ja: nach dem Bergsteigen. In jüngeren Jahren habe ich diesen Sport sehr leistungsorientiert betrieben, mit viel Engagement und Ehrgeiz, habe sehr viel trainiert. Heute, mit 64 Jahren, gehe ich nicht mehr ans Limit – es wäre auch nicht mehr von Relevanz.

Sie haben Ihr neues Buch, «Mountains», als Ihr Lebenswerk bezeichnet. Denken Sie ans Aufhören?

Nein. Und ich muss präzisieren: Es ist «so etwas» wie mein Lebenswerk. Ich habe in den letzten fünf Jahren intensiv an diesem Buch gearbeitet. Ich wollte kein Best-of meiner bestehenden Aufnahmen zusammenstellen, sondern habe bei Shootings mit Alpinisten oder bei Reportagen immer ein Auge dafür offen gehabt, ob nicht auch ein Bild für das Buch abfallen könnte.

Fotografie und Alpinismus – in diesen beiden Welten haben Sie sich in den letzten Jahrzehnten bewegt. Was war zuerst da?

Am Anfang stand klar das Bergsteigen. Ich hatte aber immer auch eine Affinität zum Fotografieren. Als ich meine ersten Bilder verkaufen konnte, liess mich das in meinem tiefsten Innern hoffen, Fotograf zu werden. Ich machte daher immer weiter nach dem Motto «learning by doing». Aber es brauchte

«Beim Fotografieren gehe ich keine Risiken ein – oder höchstens sehr minimale.»

ungefähr zehn Jahre, bis ich mich als Fotograf etabliert hatte.

Welches Risiko muten Sie sich und den Sportlern zu für ein gutes Bild?

Wer in die Berge geht, hat keine Garantie, dass er gesund zurückkommt. Doch ein Bergsteiger muss bereit sein, ein Risiko einzugehen, sonst erreicht er nichts. Beim Fotografieren halte ich es genau umgekehrt: Ich gehe keine Risiken ein – oder höchstens sehr minimale. Das gilt für mich, das gilt aber auch für die Athleten. Ich habe nie jemanden zu etwas gedrängt. Im Gegenteil, ich habe ab und zu verzichtet. Ein Bild ist das Risiko nicht wert.

Nimmt mit den Jahren die Risikobereitschaft des Bergsteigers ab?

Ja, ganz klar. Natürlich nimmt auch die Leistungsfähigkeit ab, und die Bereitschaft, zu leiden, wird kleiner. Grosse Würfe macht man nicht mehr am Berg, wenn man älter wird.

Im September 2009 kehrten Sie am Himalaja-Riesen Makalu auf 8000 Metern Höhe aus Zeitgründen um. Vieles spricht dafür, dass Sie beim Abstieg eine Lungembolie hatten. Sie waren allein unterwegs und sind nur knapp dem Tod entkommen.

Ich habe nur überlebt, weil ich genügend fit war und weil ich nicht aufgegeben habe, weil ich einfach um jeden Preis überleben wollte. Zu jenem Zeitpunkt war ich aber so gut wie sicher, dass ich dort nie mehr ruhter kommen würde.

Was ging Ihnen da durch den Kopf? Das ist schwierig in Worte zu fassen. Ich hatte irgendwie das Gefühl: Verdamm, ich habe so intensiv trainiert, ich wusste, worauf ich mich einlasse, ich kenne diese

Bergwelt – und jetzt passiert es mir trotzdem. Natürlich dachte ich an meine Kinder, an meine Frau. Ich empfand keine Panik, vielmehr eine grosse Enttäuschung, auch Traurigkeit.

Für Shootings oder Reportagen haben Sie sich mit Topathleten immer wieder in schwierigstes Gelände begeben. Was Sie dabei jeweils in bergsteigerischer Hinsicht leisteten, blieb meistens unbeachtet. Hat das an Ihrem Ego gekratzt?

Nein. Für meine Eitelkeit ist viel wichtiger, dass wahrgenommen wird, dass ich früher alpinistisch auf hohem Niveau Leistungen erbrachte. Wenn ich mit einem Spitzensportler für ein Shooting unterwegs bin, mache ich ja nicht genau das Gleiche wie er, ich gehe zum Beispiel eine andere Route. Aber trotzdem: Viele Bilder waren nur möglich, weil ich mich in schwierigem Gelände sicher und selbstständig bewegen kann.

Mit Ihren Aufnahmen beeinflussen Sie, wie der Bergsport in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird – ein Beispiel sind Ueli Steck's Speedbegehungen. Haben Sie damit dem Wandel im Alpinismus hin zu «süher, schneller, risikoreicher» Auftrieb gegeben?

Das glaube ich nicht. Ich habe im Grunde genommen nur abgebildet, was passierte. Wettbewerb am Berg gab es schon immer, in jeder Generation versuchte man, einen Schritt weiter zu gehen, die Grenzen zu verschieben. Nur wurde das früher weniger breit kommuniziert. Und es war einfacher, Leistungen überhaupt einzuschätzen, als all die hohen Gipfel noch nicht erobert waren.

Welche Rolle spielt Fotografie bei der Dokumentation von alpinistischer Leistung?

Eine mittelmässige Leistung ist zwingend auf gutes Bildmaterial angewiesen. Wer hingegen etwas Herausragendes schafft, geht so oder so in die Geschichte ein. Von den alpinistischen Meilensteinen gibt es zum Teil kaum Bilder. Steve House und Vince Anderson, welche die Rupalwand am Nanga Parbat durchstiegen, brachten eine einzige brauchbare Aufnahme zurück vom Gipfel. Ueli Steck hatte von seinem Soloaufstieg auf die Annapurna gar keine Bilder im Gepäck ...

... was ihm den Vorwurf einbrachte, gar nicht oben gewesen zu sein. Das ist eine ganz andere Geschichte, über die man separat sprechen müsste.

Sie haben «Mountains» Ihrem Freund Ueli Steck gewidmet. Sie beide haben zusammen mehrere fotografische Projekte realisiert und wollten dies auch bei der Everest-Lhoise-Überschreitung tun, bei der Steck im April 2017 den Tod fand. Hat dieser Verlust Ihre Beziehung zur Bergwelt verändert?

Nein. Ueli war nicht der erste tödlich verunglückte Bergsteiger, den ich kannte. Aber es war das erste Mal, dass ich einen engen Freund verlor in den Bergen. Sein Tod hat mich sehr betroffen gemacht. Ich habe jedoch aus diesem Unfall für mich selbst keine Schlüsse gezogen. Das hat natürlich auch damit zu tun, dass ich alpinistisch nicht mehr so ambitioniert unterwegs bin wie früher.

Etliche Bilder im Buch sind in Schwarz-Weiss. Überhaupt setzen Sie Farbe sehr zurückhaltend ein. Wieso?

Seit es Photoshop gibt, sind für mich Farbspektakel passé. Als ich noch analog mit Diafilm fotografierte, jagte ich immer dem ganz besonderen Licht hinterher. Heute lässt sich am Computer aus einem gewöhnlichen Sonnenuntergang eine Wahnsinnsstimmung machen. Es ist auch modern geworden, bei Outdoor-Aufnahmen die Schatten rauszunehmen oder die Farbsättigung, um ihnen einen besonderen Touch zu verleihen. Diese Art von Bildern ist beliebig, sie entspricht mir ganz und gar nicht. Ich suche etwas anderes.

Und das wäre?

Bilder, die aus sich heraus spannend sind, die den Betrachter in Beschlag nehmen, ihn fesseln. Bilder mit einem überraschenden Ausschnitt, in sich stimmend. Mir gefallen auch Aufnahmen, die etwas Abstraktes haben. Oft spielt das Element Zufall eine Rolle. Als Fotograf hat man ja nicht alles im Griff. Es gibt Bilder, bei denen ich denke: Wow, das habe ich extrem gut fotografiert. Aber ich bin mir auch bewusst, dass bei vielen aussergewöhnlichen Fotografien auch ein Quentchen Glück im Spiel war.

Sehen Sie auch Vorteile in der Digitalfotografie?

Zum Beispiel, dass Aufnahmen sehr einfach präsentiert und verschickt werden können. Und dass man das Bild beim Fotografieren sofort sehen und kontrol-

lieren kann. Diese Vereinfachung jedoch wurde schnell zu einem Bumerang: Es gab plötzlich sehr viel mehr gute Bilder, und sie waren auch schneller weltweit erhältlich. Als Folge brachen die Preise ein, und der Markt geriet durcheinander.

Haben Sie sich vollkommen von der analogen Fotografie verabschiedet?

Grundsätzlich schon, aber ich habe immer noch meine alte manuelle Kamera. Und in meinem Hinterkopf geistert ein Projekt mit Analogbildern herum. Meine Hunderttausende von Dias habe ich archiviert. Früher war das Bildarchiv ein sehr gutes Geschäft. Ein Teil davon ist digitalisiert. Ich war wohl einer der ersten Fotografen, die ein Online-Archiv aufbauten – genaugenommen hat das vor allem meine Frau gemacht.

Sie nehmen auch gewichtsmässig einiges auf sich: Wie viel wiegt die Fotoausrüstung, die Sie jeweils mit in die Höhe schleppen?

Das ist je nach Shooting und Umgebung völlig unterschiedlich. Manchmal ein-einhalb bis zwei Kilo, manchmal fünf-zehn Kilo.

Früher haben Sie analog gearbeitet, was vor allem in den Bergen aufwendig war. Wie hat der Wechsel zum Digitalen Ihre Arbeit verändert?

Ich habe mich schwergetan mit der Umstellung. Ich hatte immer mit Dias gearbeitet, für mich war das eine sehr ehrliche Art des Fotografierens: Was man im Sucher sieht, ist nachher eins zu eins auf dem Film. Das ist in der digitalen Fotografie anders. Hier kann man die Bilddatei im Nachhinein am Computer bearbeiten. Ich wusste aber, dass ich aufs Digitale umstellen musste, wenn ich weiter als Berufsfotograf arbeiten wollte.

Reicht es heute, gute Bilder zu schiessen? Gehört das Multimediale nicht auch dazu?

Ich habe zwar vereinzelt Filme gemacht, aber das Medium hat mich nie gross ge-



Dieses Bild des Grossen Aleschgletschers entstand anlässlich von Gletschirmaufnahmen aus dem Helikopter: «Das Auge bleibt an dem hängen, was es sonst nicht sieht.»

ROBERT BÖSCH

«Einem Bild darf man nicht trauen, Bilder tendieren dazu, zu lügen.»

nahmen in der gleichen Bergwelt, in der ich für Schweiz Tourismus die unberrührte schöne Natur fotografierte. Es ist der Ausschnitt, das Weglassen, was den Unterschied macht.

Wollen Sie mit Ihren Aufnahmen eine Botschaft vermitteln?

Soll ich jedes Mal, wenn ich einen Gletscher fotografiere, sagen: Ich bin gegen Klimaerwärmung? Dass es wärmer wird, ist für jeden Berggänger offensichtlich: Die Gletscher schmelzen, der Permafrost geht zurück. Im Archiv habe ich genügend Material, um das zu belegen. Interessant wären die Hintergründe dieser Entwicklung. Die kann ich als Fotograf nicht aufzeigen, dafür braucht es Wissenschaftler.

Um Ihre Flughöhe zu erreichen, ist Ehrgeiz nötig und ein starker Wille. Haben Sie einen harten Kopf?

Ehrgeiz ist im Leben allgemein eine wichtige Triebfeder, um etwas zu erreichen. Damit meine ich Ehrgeiz nicht im Sinn von Unfairness und Ellbögen, sondern im Sinn von Motivation und dem Willen, besser zu sein. Ich hatte immer das Bestreben, bessere Bilder zu machen: bessere als ich selbst und bessere als andere.

Haben Sie das geschafft?

Es ist nicht an mir, das zu beurteilen. Ohnehin ist es falsch, von «besser» zu sprechen, weil nicht messbar ist, was besser ist. Ich denke aber, dass es mir gelungen ist, im Bereich Outdoor-Fotografie etwas Überdurchschnittliches zu schaffen – unter anderem auch, weil ich immer einen sehr hohen Aufwand betrieben habe. Und ich habe immer versucht, mich weiterzuentwickeln. Besonders in

der Landschaftsfotografie bin ich in letzter Zeit einen neuen Weg gegangen.

Inwiefern?

Ich habe auf all das verzichtet, was bei Landschaftsaufnahmen gängig ist: bei Sonnenauf- und -untergang oder in der sogenannten blauen Stunde zu fotografieren, mit Vordergrund, Mittel- und Hintergrund zu arbeiten, ein Weitwinkelobjektiv einzusetzen. Stattdessen habe ich lange Brennweiten verwendet und überraschende Ausschnitte gewählt. Ich habe bewusst anders gearbeitet als sonst.

Wenn Sie in schwierigem Gelände unterwegs sind, sei dies als Fotograf oder als Alpinist: Haben Sie je das Gefühl, dort nicht hinzugehören?

Dieses Gefühl habe ich sehr oft. Es zeugt von Unerfahrenheit, es nicht zu haben. Ich bin überzeugt, dass sehr viele Berggänger am Everest sich nicht bewusst sind, in welcher Welt sie sich bewegen, wie wenig es braucht, bis etwas gründlich schiefliegt. Wer irgendwo auf dieser Welt an einem abgelegenen Berg auf einer schwierigen Route unterwegs ist, merkt, dass der Mensch dort nicht hingehört.

Und trotzdem lockt das Abenteuer ... Ein Abenteuer ist im Grunde genommen eine unangenehme Sache. Es ist absurd sich darauf vor, trainiert, nimmt alles Unangenehme in Kauf, steigt schliesslich ein, und dann will man eigentlich nur noch eines: möglichst schnell durch und wieder raus. Kaum ist man draussen, denkt man wieder ans nächste Ziel.

Hat Bergsteigen für Sie auch eine spirituelle Komponente? Fühlen Sie sich

dem Göttlichen näher, wenn Sie oben auf dem Gipfel stehen?

Nein. Wenn man auf dem Gipfel steht und weiss, dass der Abstieg unproblematisch sein wird, kommt Erleichterung und vielleicht Euphorie hoch. Vor einem schwierigen Abstieg jedoch hat man auf dem Gipfel keinen Raum für ein spezielles Gefühl, man weiss einfach, dass es nicht weiter hinaufgeht. Anders ist es in grossen Wänden: Dort ist das Erleben unglaublich intensiv. Man muss eine grosse Anspannung aushalten können, und das schon lange vor der Tour. Diese Intensität des Sich-Auseinandersetzens mit sich selbst, mit seinem Können und den Gegebenheiten um sich herum, die manchmal schön sind, manchmal aber auch beschissen und gefährlich – diese Intensität ist das, was einen packt beim Bergsteigen und was einem auch fehlt, wenn man es nicht mehr hat.

Mit dem Älterwerden sind gewisse Routen nicht mehr möglich. Werden Sie dann die Kamera weglegen?

Ich fotografiere jetzt schon vieles, was nichts mit Bergen zu tun hat. Und ich merke, dass mein Interesse für gewisse Fotoaufträge nachlässt – auch Actionfotografie werde ich nicht mehr ewig machen können. Was mich immer stärker anzieht, ist die künstlerische Landschaftsfotografie. Bei mir hat sich die Welt des Fotografierens zum Teil überschritten mit der Welt des Alpinismus. Aber es sind zwei ganz eigenständige Welten. Häufig nehme ich gar keine Kamera mehr mit, wenn ich klettern gehe. Gleichzeitig hoffe ich, dass ich noch lange fotografieren kann und dass mir die Freude daran bleibt. Es ist ein Geschenk, etwas zu haben, das einen derart fasziniert.